

Werden und Vergehen.

Von Ferdinand von Saar.

Kun ist das Korn geschritten, Die Felder leuchten sahl, Ringsum ein tiefes Schweigen Im heißen Sonnenstrahl.

Verblüht ist und verklungen, Was duftete und sang, Nur sanft tönt von den Triften Der Herde Glodentlang.

Das ist, o Menschenseele, Des Sommers heiliger Ernst, Daß du, noch eh' er scheidet, Dich still besinnen lernst.

Stiefmutterl.

Erzählung von Adele Crepaz.

Es war einmal ein glücklicher, sehr glücklicher Mann. Der besaß Haus und Hof, Feld und Garten und Wiesen und Wälder, und Alles war wohl bestellt und trug ihm reichen Gewinn. Er hatte aber auch ein treues, liebes Weib, das er höher schätzte als alles Hab und Gut, und fünf blühende Kinder, die frisch und rothwangig aufwuchsen, wie die Äpfel auf seinen Apfelbäumen. Weghammer, so hieß er, war wirklich ein glücklicher Mann.

Da kam eine schwere Prüfung über ihn. Ein böses Fieber verheerte das Land und entriß ihm seine Frau, die Mutter seiner Kinder. Osi dachte er in seinem schweren Jammer, es wäre das Beste, wenn es mit ihm zu Ende ginge und mit den Kindern auch. Aber das Leben geht weiter, auch über das Schwere, was man schier nicht zu ertragen vermeint. Nur litt die Wirtshauswirtin unter dem Kummer des Mannes, und die Kinder verwahten ganz ohne Aussicht. Das Auge der Hausfrau fehlte immer und überall. Da sprach ein Freund Weghammers eindringlich zu dem Tiefgebeugten, stelle ihm vor, daß er die Kinder ohne die Liebe und Fürsorge einer braven Frau verläßlicher mähnen, und trug ihm endlich seine Schwester, die junge, hübsche und engelsüchtige Elisabeth, Weghammer sah ein, daß er den Kindern eine Mutter geben müsse, daß er wirklich einer Hausfrau bedürfe, und ob er auch im tiefsten Herzen um seine verlorne Frau trauerte, so bewarb er sich doch in kurzer Zeit um die Schwester seines Freundes.

Als der älteste Knabe Weghammers, der zehnjährige Franzl, von den Leuten hörte, daß er eine Stiefmutter bekommen sollte, wurde er ganz bestürzt und zornig. Die Stiefmutter war ihm nicht nur aus Märdern verhasst, auch unten im Dorfe gab es eine, die schlug die Kinder oft blutig, ließ sie hungern und quälte sie durch allerhand schwere Arbeit und Strafen. Er wollte sich aber schon zur Wehr setzen, ihm und den Geschwistern sollte die Stiefmutter Nichts anhaben, und so rief er seine jüngeren Brüder und Schwestern zusammen und sagte ihnen: Wir werden bald eine Stiefmutter bekommen, die wird uns schlagen und aus dem Hause stoßen wollen, wir werden ihr auch nicht folgen. Nicht folgen, sollte der kleine Peppel, und die Anderen nickten stumm und traurig dazu.

Als die junge Frau in das Haus kam, hielten die kleinen Trostöpfe Wort, wie gut es auch die Stiefmutter meinte, wie liebevoll sie die Kinder ermahnte, sie wollten ihr nicht gehorchen und verließen und verhöhnchten oft ihre besten Absichten. Der Vater war in seinem Gramme schwach geworden und meinte, mit der Zeit würde es schon besser werden. Aber es wurde nicht besser.

Einmal war Weghammer den ganzen Tag mit den Leuten im Felde, und Frau Elisabeth stand Mittags am Herde und tochte eine süße Milchspeise, die sie der Kinder wegen mit Rosinen und Mandeln reichlich bestrich. Dann rief sie die kleine Schaar herbei. Franzl hielt die Geschwister zurück: "Wißt Ihr nicht," sagte er leise, "daß die Stiefmutter das Essen gehock hat, ganz allein; gewiß hat sie Gift hineingetan, daß wir Alle umkommen. Ich esse Nichts davon." Und die kleinen Knaben und Mädchen folgten dem liebevollen Zuspruch der Mutter nicht und hielten sich fern vom Mittagstisch. Zwei Stunden waren vergangen, und die Kinder hungerten sehr; da schlich sich der kleine Peppel zum Tisch und schaute begierig nach der verdorren ausschenden Milchspeise. Franzl, der ihm nachging, merkte dies und drohte ihm: "Ich nicht, sonst mußt du sterben." Der Kleine aber, der von dem Ernste des Todes noch nicht durchdrungen war, erwiderte weinerlich: "So werd' ich sterben, aber hungriq will ich nicht sein." Und er nahm einen Löffel und begann tüchtig einzuhauen, ja, er aß noch einmal so viel als sonst. Die Geschwister schauten ihm mit heimlichen Grauen zu. Als er fast gerumpft und bald froh und lustig herumprang, da wies das Mißtrauen der Kinder, sie konnten ihrem Hunger nicht widerstehen und aßen so lange, bis die Schüssel leer wurde. "Wenn sie uns diesmal nicht vergiftet hat," meinte der Franzl, "so thut sie's wohl ein anderes Mal."

Nach der glücklich überstandenen Milchspeise war das Mißtrauen gegen die Stiefmutter kaum erschüttert. Frau Elisabeth ermüdete in ihrer Geduld und

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., 7. Oktober 1904

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 25 No. 6.

Liebe nicht und erwies den Kindern so viel Gutes, als sie nur vermochte. Sie pflegte die kleine Broni, als diese krank und fiebernd im Bettchen lag, und wachte bei ihr Tag und Nacht, bis sie wieder gesund wurde. Und als der kleine Loisl, trotz der warnenden Stimme der Stiefmutter, bei dem angeschwollenen Bach spielte und hineinsiel, wäre er von dem braufenden herausgezogen. Und wenn eines der Wasser fortgerissen worden, wäre sie nicht sofort hineingesprungen, um ihn zu retten oder sich verletzete, da war Frau Elisabeth schnell zur Hand und wußte Rath und Hilfe zu schaffen. Weil sich aber bei dem Ungehorsam und der Ungebundenheit der Kinder die Unfälle immer häufiger ereigneten, so klüfferte Franzl den Geschwistern heimlich zu, die Stiefmutter müße mit dem Bösen im Bunde sein; der führe wohl die Unfälle herbei und gebe ihr dann die Mittel, sie wieder gut zu machen. Die kleinen Geschwister versanden wohl nicht, was ihr älterer Bruder damit meinte, weil aber Nichtgehörten und Eigenwilligkeit leichter ist als Fleißigkeit, so kamen sie seinen Anforderungen nach und legten der liebevollen Fürsorge der Stiefmutter nur Trost und Rechtfertigung entgegen.

So wurde es schlimmer und schlimmer. Der Vater, der früher niemals gezwungen war, Strenge gegen seine Kinder zu üben, konnte sich nicht mehr aus. Er wußte kein Mittel, dem Unwesen zu steuern. Da sagte er eines Tages zu seiner Frau: "Ich seh', so geht es nicht länger. Wohl bist Du die Liebe und Güte selber zu den Kindern, aber ihr Herz hast Du doch nicht gewonnen. Ich will die Kinder zu meinem Bruder geben, auf einige Zeit" — fügte er seufzend hinzu — "wenn es mir auch schwer fällt, ich weiß kein anderes Mittel mehr."

Frau Elisabeth senkte traurig ihren blonden Kopf und schweig. Als Tags darauf Weghammer zu seinem Bruder nach Niederberg ging, sah die junge Frau lange still und sinnend da. Sollten die Kinder wirklich von ihrem Vater getrennt, aus dem elterlichen Hause, in dem sie geboren wurden, entfernt werden — ihretwegen? Und welcher Gewinn war dabei zu erhoffen? Würde der bittere Groll in den jungen Herzen sich nicht verhärtigen, würden sich die Kinder nach ihrer Rückkehr nicht unbotmäßiger, harter, ungeratener betragen? Nein, die Entfernung konnte kein freundliches Band zwischen ihr und den Kleinen knüpfen. Und als sie darüber sann und Alles erwog, sagte sie den Entschluß, selbst fortzugehen und den Kindern den ihnen gebührenden Platz im Hause einzuräumen. Sie packte ihre Kleider und ihre Wäsche rasch in einen Koffer zusammen, und nachdem sie damit bald fertig wurde — sie war ja als arme Braut in des reichen Mannes Haus gekommen — schnürte sie noch rasch ihr Bündel und ging aus dem Haus. Auf der Bank unter dem alten Lindenbaum legte sie sich noch nieder; sie war müde und todesträuglich. Mit frohen Hoffnungen hatte sie das Haus betreten, und jetzt sollte sie es einjam und enttäuscht wieder verlassen; ein ganzes Herz voll Liebe hatte sie den Kindern hingegeben, und nicht einen Bettelpennig hatte sie von ihnen empfangen. Der Gedanke überwältigte sie so mächtig, daß sie die heißen Tränen nicht zurückhalten konnte; die ihr unversehbar über die Wangen rollten. Dann aber ermannte sie sich plötzlich. Es mußte sein, ehe der Vater heimkam und ihren Entschluß wankend machte. Die Kinder wollten sie doch noch sehen. Sie spielten auf einem Sandhaufen in der Nähe des Hauses.

"Kinder," rief sie — diesmal im gebieterischen Tone — "kommt her." — Und sonderbar, die Kleinen, die ihrem sanften Rufe nie Folge leisteten, stellten sich sofort ein.

"Kinder," sagte Frau Elisabeth zu den Kleinen, die erschaut und bestürzt in das vermeinte Gesicht der Stiefmutter blickten. "Der Vater will Euch zum Dank nach Niederberg geben, weil — weil Ihr mir nicht folgen wollt. Ich möcht' aber nicht, daß Ihr Euch vom Vater trennen sollt — meinetwillen. Darum geh' ich selber fort, damit Ihr bleiben könnt. Wohl! Euch Gott — hab' Euch doch recht lieb gehabt," fügte sie mit thürnenrüttler Stimme hinzu, und fuhr mit ihrer Hand liebevoll über den Kopf des jüngsten Knaben. Peppel aber sah ihre Hand und sagte leise: "Ich geh' mit!" Und Broni, in deren Köpfchen die Erinnerung an ihre Krankheit erwachte und wie die Stiefmutter sie liebevoll betreut hatte, ergriß ihre Hand und klüfferte: "Ich auch!"

Der kleine Loisl hing sich an die Kanten ihres Rockes und Marie faßte einen Zipfel ihrer Schürze und schaute mit bittenden Blicken zu ihr auf. Nur

Franzl stand still und unbeweglich. Ueber sein bleich gewordenen Kinder Gesicht zuckte eine starke Erregung. Mit einem Male wurde es ihm klar — sonnenklar — sein großes Unrecht gegen die Stiefmutter und ihre große Liebe und Fürsorge für die Kinder. Da schmolz das Eis in seinem kleinen Herzen, der harte Groll wich der neu erwachten Liebe; ohne sich weiter zu besinnen, schlang er seinen Arm um den Hals der jungen Frau und sagte mit weicher, bittender Stimme: "Stiefmutterl, Du darfst nicht fortgehen!"

Da kam der Vater müden Schrittes und gebeugten Hauptes daher. Als er die verführte Gruppe erblickte, errieth er Alles, und helle Thränen traten ihm in die Augen.

Und die Stiefmutter blieb. Nicht vergessens hatte sie Liebe geküßt; sie erntete auch Gleiches bis in ihr spätestes Alter.

Der Held vom Waterberg.

Stizze aus dem Herero-Kriege von Gustav Loessel.

Die Bivakfeuer loderten. Im Zelte des Obersten wurde ein geheimer Kriegsrath gehalten. Er galt dem Aufklärungsdiens in dem vom Feinde besetzten und vorausichtlich auf besetzten Waterberg-Distrikt, dem man sich jetzt von allen Seiten näherte.

"Ihr Plan ist nicht über, Herr Major," sagte der Oberst und strich nachdenklich seinen Bart. "Wo aber einen solchen Mann hernehmen, der zu einem so tollkühnen Unternehmen bereit und was noch mehr, auch befähigt wäre?"

Er blickte fragend von Einem zum Anderen.

"Doch, ich habe einen solchen in meiner Kompanie," erinnerte sich der Hauptmann. "Es ist der Freiwillige Heinz Krüger. Er ist in der Kolonie groß geworden, kennt die Gewohnheiten der Herero und spricht ihre Sprache wie seine eigene. Seine Eltern sind im Aufstande umgekommen, seine Braut haben die braunen Teufel weggeschleppt. Jedenfalls ist sie auch längst todt. Er hat sich in die Reihen gedrängt, weil er allein gegen den geschlossenen vorgehenden Feind nichts auszurichten vermochte. Ihm, glaube ich, wäre eine solche Mission sehr willkommen, und wäre auch der einzige, dem man Muth und Fähigkeit dafür zusprechen könnte."

Heinz Krüger wurde geholt, und nicht ohne Mißgefühl haben die Offiziere auf den Unglücklichen, von dem der Krieg so schwere Opfer gefordert hatte.

Heinz war tief sonnegebräunt, fast schwarz. Sein schwarzes Haar fiel in langen Strähnen bis auf die Schultern herab. Er war der Typus des eingeseffenen Kolonisten, schlant, sehnig, ausdauernd und kräftig.

Der Oberst setzte ihm mit kurzen Worten auseinander, um was es sich handelte, allein einzubringen in den Waterberg-Distrikt, der in seiner Gesamtheit eine natürliche Festung darstellte mit Wasserläufen, Wäldern, Bergumwallungen, Engpässen und sonst durchdringlichen Durchgangswegen. Wie war der Zugang von dieser Seite her, wie stark und wo vom Feinde besetzt? Nur Einer konnte das erunden, und dieser Eine sollte er sein, wenn er es wagen wollte.

Heinz war dazu bereit unter der einzigen Bedingung, daß er als Herero verkleidet den Retagoszirungsritt unternehmen durfte. Solche erbeuteten Kleidungsstücke und Waffen waren genug im Lager. Natürlich fehlte auch die von den Herero beliebte moderne Bewaffnung nicht. So equipt, ritt er noch in derselben Nacht auf angesatteltem Pferde aus dem Lager.

Heinz Krüger war nicht der gewöhnliche Mensch, den Hertaunst und Beschäftigung in ihm vermuthen ließen. Von einem natürlichen Wissensdrange angepöndelt, hatte er bei den Missionären viel gelernt, und diese versierte Bildung machte ihn empfindlicher gegen Schmerz, Unrecht und Vergewaltigung, deren er von den ausföndlichen Herero genug erfahren hatte.

Das Schicksal seiner Eltern kannte er; aber was war aus seiner unglücklichen Braut geworden? Wenn er daran dachte, drohten Wuth und Schmerz ihn zu übermannen. Sie ihm verloren, und wie verloren, die er so über Alles liebte, die er erhalten und verehrt hatte wie eine Heilige! Und nun dieses Schicksal!

In dem Uebermaß seines Schmerzes schlug er seinem Pferd die Sporen in die Weichen, daß das Blut herunterstieß. Wie der Sturmwind saufenstief und Keiler über die nachterfüllte, todtensille Steppe.

Heinz kannte den Waterbergs Rand gut genug, um sich vorläufig außer Gefahr zu halten. Er konnte seine

Rache nur üben und den verhassten Gegner dem Untergang weihen, wenn es ihm gelang, seinen gefährlichen Auftrag zu erfüllen. Nur in der Gesamtheit der Herero traf er die ihm unbekanntem Vernichter seines Erbengüts. Abgebrochene Zweige, getnickte Gräser, Fuß- oder Hufspuren, deren Menge, Richtung und Frische gaben ihm vollen Aufschluß über die letzten Hererotrets nach dem Waterberg-Distrikt. Sehr von Nutzen waren ihm auch die mitgeführten, an seinem Körper verborgenen Instrumente: Nachforschrohr und Feldstecher. Diese sahen weiter als die Augen seiner Feinde.

Endlich war das Höhenland erreicht. Bald ging es zu Pferde nicht weiter. Er mußte sein treues Ross in einer hoch umwallten, gras- und wasserreichen Thalsetzung zurücklassen, ohne zu wissen, ob er es je wieder erreichen werde. Hier lag die Gefahrgrenze. Nun hieß es, zu Fuß weiter und dem Tode muthig in's Auge sehen.

Mit seiner Vorsicht, Ausdauer und scharfen Beobachtungsgabe hatte Heinz bald die vom Feinde vorgeschobenen Posten gefunden, welche auf Höhen so aufgestellt waren, daß sie das ganze diesseitige Randgebiet übersehen konnten. Auch die unteren Durchlässe waren besetzt. Bei Nacht, wo oben und unten die Wächterfeuer loderten, gelang es ihm, in halber Höhe die Vorpostentette zu durchbrechen.

Nun war er in verhältnismäßiger Sicherheit. Die Höhenzüge waren hier unbesetzt. Die Herero mit ihren Herden hielten sich in der Ebene. Er mußte aber weiter, und zwischen jedem Höhenzug lag eine zu durchschreitende Thalsetzung, die ihm verhängnißvoll werden konnte. Was ihn belebte und aufrecht erhielt, das war der Gedanke, dem Waterland zu nützen in einer großen Sache, das war die Hoffnung, doch noch das Schicksal seiner unglücklichen Braut zu ergünden. Die Herero verfahren bei solchen Menschenraub durchaus nicht planmäßig. Manchmal schlachteten sie die Gefangenen ab, nachdem sie ihnen allerlei Gefährnisse abgepreßt hatten, manchmal ließen sie sie leben. Gleichviel, das Schicksal zu wissen, war besser, als noch länger in diesen Zweifeln zu leben.

So erfüllt war er von diesem Gedanken und so brennend war seine Begierde, daß er in der folgenden Nacht zu einem allein im Thal tappenden Herero hinabstieg und, ungeachtet der Gefahr, in die ihn das brachte, jenen auszubordern begann. Von ihm erfuhr er die ganze Wahrheit.

Er selber war es, den die Herero am meisten fürchteten wegen seiner geringen Kenntniss ihres Landes, ihrer Sprache und Gewohnheiten. Ihn hatte man nicht fassen können, und so hatte man seine Braut entführt, um ihn zu einem toden Wagnis zu verleiten, das ihn in ihre Hände lieferte.

"Und sie, Margarethe Halmer?" fragte er gar zu hastig.

"Dat man gezwungen, einen Brief an Heinz Krüger zu schreiben, mit dem jetzt einer von uns unterwegs ist, um ihn zu suchen und ihn an eine Stelle zu bringen, wo er sie treffen soll. So werden wir sie Beide —"

"Sie lebt?" schrie Heinz, alle Vorficht verlassend. "Wo, wo?"

Der Andere wich von ihm zurück. "Wer bist Du, daß Du so fragst? Du bist —"

Er konnte nicht vollenden. Ein Dolchschuß traf ihn in die Brust. Er stürzte zu Boden. Heinz blieb keine Zeit zum Ueberlegen.

Sie lebte! Er mußte hin, sie suchen, sie befreien oder mit ihr sterben! Er eilte fort. Wohin? Er wußte es nicht. Er war halb von Sinnen. Sie lebte! Sie war vielleicht noch zu retten, noch heute, noch in dieser Nacht! Der Gedanke gab ihm Riesenträfte, einen Löwenmuth.

Er achtete der Zeit nicht. Unermüdtlich kletterte er von Höhe zu Höhe, immer suchend und spähend, lange vergebens.

Endlich erblickte er weit drüben eine große Werft mit vielen Feuern. Er lief hin. Von einem nahen Kopfe konnte er mit Hilfe seiner Gläser das ganze weite Lager überblicken und durchforschen.

Hast entrang sich ein Jubelruf seinen zitternden Lippen. Er hatte sie gefunden. Er war am Ziel.

Ungefäumt stieg er hinunter. Den fast sicheren Tod vor Augen schritt er mitten durch die von vielen Feuern erhellte, noch stark belebte Werft nach einer Hütte, die von bewaffneten Kriegern besetzt wurde.

Mädchen mit Gewalt forttrugen, die nachdrängenden Neugierigen unter Hinweis auf einen Befehl Maharecos zurückstreichend.

In einem weit außerhalb der Werft stehenden Buschwerk machte Heinz halt.

"Hier wartet," gebot er, "damit uns der Vogel nicht entwischt. Er hat mir in seiner Sprache, die ich einigermaßen verstehe, ein paar Worte gesagt, die genügen werden, sie füsag zu machen, daß sie mir allein willig folgt. Nacht Euch bereit! Wenn Ihr einen dreimaligen Gullenschrei hört, aber nicht eher, stürzt hervor und macht Beide nieder. So befiehlt es Mahareco."

Dann raunte er auf Deutsch mit seiner natürlichen Stimme der Geringfügigen zu:

"Margarethe, ich bin es, Heinz. Folge mir rasch!"

Er faßte sie am Arm, denn er bemerkte, wie sie schwankte, und zog sie mit sich fort. Einmal außer Hörweite der Anderen, bedurfte er nur weniger Worte, um sie aufzuklären und zu übermenschlicher Anstrengung anzujubeln.

Nun Heinz die Thäler hier herum leer wußte, trauchten sie keine Höhen mehr zu ersteigen. Sie ließen die Thalwindungen entlang, die er kannte, während die Krüger, die zu Margarethes Bewachung bestellt waren, noch immer auf den dreimaligen Ruf der Gulle warteten. Offenbar wußten sie von dem ihr abgerungenen Brief und dem an Heinz geplanten Verrath. Nur so hatte seine List gelingen können.

Auf demselben Wege, den er gekommen, zurückkehrend, passirten sie wieder in halber Berghöhe die Außenposten.

Heinz fand im Morgenrauschen das Thal, in welchem sein Pferd noch große. Mit hellem Wiehern lief es auf ihn zu.

Er schwang sich hinauf und zog sie nach. Ein ermunternder Zuruf, und im Trabe ging es bergab.

Sei es, daß die Werfänger sie noch auf den Bergen oder in den Schluchten suchten, anhalt auf dem schnellsten Wege die Außenposten zu alarmiren, genügt, die Flüchtlinge erreichten unbefügt die Ebene und über sie legten sie wieder wie der Sturmwind dahin. So ging es zum Feldlager zurück, in dem man den Helden von Waterberg den ihm gebührenden Empfang bereitete.

Ein „Parasit“ fürst.

Der in letzter Zeit verlorne Fürst eines kleineren deutschen Bundesstaates war wegen seiner überaus großen Genauigkeit und der Anlauf, mit der er seinen Beamten Gehaltsaufbesserungen — die gesetzlich nicht festlagen — bewilligte, im ganzen Lande und in dessen Unmaße bekannt. Einer seiner höheren Beamten glaubte auch Anspruch auf ein Gehaltsaufbesserung zu haben und wandte sich auf dem vorgeschriebenen Dienstwege deswegen an den regierenden Herrn. Sein Gesuch wurde, wie zu erwarten, abgelehnt. Doch der Beamte hatte Muth und hat noch einmal um Erhöhung seines nicht übermäßig großen Gehaltes. Dieses Mal wurde das Gesuch nicht einfach abgelehnt, sondern der Wittsteller auf das Schloß zum Landesherrn gerufen, und dabei entwickelte sich zwischen beiden folgendes Gespräch:

Fürst: „Sagen Sie mal, mein Lieber. Sie kommen fortwährend um eine Erhöhung Ihres Gehaltes ein. Bei Ihren bedeutenden Nebeneinnahmen ist mir Ihr Verlangen unverständlich; Sie müssen doch von Ihren Dienstverhältnissen ganz hübsche Ersparnisse machen. Wieviel haben Sie denn beihilfsweise im vorigen Jahre von den Ihnen bewilligten Restposten erspart?“

Beamt: „30 Mart.“

Fürst: „Ja und da wollen Sie noch eine Gehaltsaufbesserung?“

Damit war die Audienz beendet und das Gesuch erledigt.

Ein Schwaben ist es!

Im Antwerpener „Natin“ erzählt ein Naturfreund folgenden hübschen Zug aus dem Leben der Hausfischbe: In der Rue Montebideo befinden sich zwei Schwabknecker. Vor einigen Tagen fand ich auf dem Bürgersteig ein laum besiedertes Junges, das aus seinem Neste gefallen war. Mertzwürdigerweise lebte der kleine Vogel noch, und ich erlang einen Plan, ihn seinen Eltern wiederzugeben. Zu diesem Zweck füllte ich ein Kästchen mit Watte, legte das Thierchen darauf und setzte das Ganze auf den Balkonrand des Hauses, wo sich das Nest befand. Es war 4 Uhr Nachmittags; kurz darauf bemerkte eine Schwalbe den werthvollen Inhalt des Kästchens, näherte sich diesem und rief durch ihr Geschrei ihre Genossin herbei. Nunmehr entspann sich zwischen beiden

eine Art Berathung, worauf sich die eine auf das Junge setzte, um es zu erwärmen, während die andere Nahrung holte. Folgenden Tages lehrte ich zu meinem Beobachtungsposten zurück und fand zu meinem nicht geringen Erstaunen die beiden Schwalben wieder. Sie machten alle Anstrengungen, den kleinen Vogel aus dem Nothnest zu emführen und wieder in ihr Nest zu schaffen, das mindestens drei Meter höher als jenes hing. Die eine Schwalbe hielt das Junge am Hals, die andere am Fuße, und nach vielen Versuchen gelang den klugen Thieren das Unternehmen, während ich ihnen von Herzen Glück wünschte.

Ein Wort an die deutsche Jugend.

Von Peter Rosegger.

Deutscher Knabe, sei kein Jäger, Den die Aemterjagd ergötzt, Rein Kellamertrommelschläger. Der sich selbst in Scene setzt! Wie die dich mit Knechtsgebarden Nicht vor'm Gnadenförmchen! Frage nicht: Was will ich werden? Frag' dich stets: Was muß ich sein?

Treu sein mußt du den Ibsen: Freiheit, Ehre, Mannespflicht. Vor den Höhen, vor den hohen Mammonsbergen kniee nicht! Stolz sein mußt du auf der Alten Deutsche Art, die heilig ist! Dast sein mußt du — droh'nGewalten Ober lodt Strementlist!

Und wenn du kein Glück dir zimmerst Und die Schicksalsfahle verlierst Wenn du als Prolet verkümmerst Und nicht einmal Hofrath wirst — Labe statt Gehalt und Orden Dich das Trostwort, wunder Leu: Treulos ist das Glück geworden, Doch ich selber blieb mir treu!

Deutscher Knabe, wenn ein schöner Ehrgeiz dir im Busen brennt, Mehr zu sein als Tagelöhner, Als ein schöner Proffudent, Als ein Thier der stumpfen Herden, Die nach Stall und Futter schrei'n — Frage nicht: Was will ich werden? Frag' dich stets: Was muß ich sein?

Wenn man sich verschuppelt.

Aus Wien berichtet das dortige Erntblatt vom 3. ds.: Der beim Selchmeister Kallit bedienstete Gehilfe Johann Hatzl stand gestern vor dem Wiedener Strafgericht als Angeklagter gegen den Euard Ryba beschimpft und ihm ein Schweinschmalz betatt wuchtig an den Kopf geworfen hatte, daß Ryba beim Auge nicht unerblich verletzt wurde. Der Angeklagte leugnete alles und behauptete, Ryba habe sich die Verletzung selbst mit schmutzigem Wasser zugezogen.

Richter: „Mit schmutzigem Wasser? Wie war das?“

Angekl.: „Er hat sich mit schmutzigem Wasser, in dem Schweinsborsten waren, gemaschen und hat sich mit den Borsten am Auge verletzt.“

Richter: „Und war was mit den Schimpfvorwürfen?“

Angekl.: „Geschimpft hab' ich auch nicht.“

Ryba, als Zeuge vernommen, deponirt nun in tschechischer Sprache, was Hatzl ihm gethan habe.

Angekl.: (dazwischenrufend): „Er kann ja gar nicht deutsch. Wie kann er wissen, was ich geschimpft habe?“

Richter (zum Angeklagten): In welcher Sprache haben Sie denn geschimpft?“

Angeklagter (rasch): „Natürlich deutsch ...“ (Große Heiterkeit.)

Richter: „Ich danke Ihnen schön, jetzt weiß ich alles.“

Der Richter verurtheilte den Angeklagten zu drei Tagen Arrest.

Sideter Beweis.

Richter: „Frau Zeugin, woher wissen Sie bestimmt, daß Ihr Mann um 2 Uhr Nachts nach Hause gekommen ist?“

Zeugin: „Weil ich habe die Hausthür zugehen hören.“

Richter: „Da kann doch auch ein Anderer gekommen sein?“

Zeugin: „Das ist unmöglich, denn in unserem Haus wohnen sonst nur sehr anständige Leute.“

Schweidesthale Anstaltung.

„Der Baron erzählt, er habe in Afrika auf der Löwenjagd riesiges Glück gehabt.“

„So? wahrscheinlich will er damit sagen, daß er keinem Löwen begegnet ist.“

Au der Buchhandlung.

Dienstmädchen: „Ich möchte ein Veriton des guten Tones und der feinen Sitte! ... Selbstverständlich nicht für mich — ich weiß, was sich scheidet — sondern für meine Herrschaft!“

Patient und Doktor.

„Ah, Herr Meier, wie geht's, Sie haben mich ja schon lange nicht mehr rufen lassen!“

„Das macht dös, was E' mir 's letzte Mal verschrieb'n hab'n!“

„So, hat mein Rezept so kräftig gewirkt?“

„Na, Gahner's Rechnung!“